

Von dieser Zeitung erscheint wöchentlich eine Nummer von in der Regel zwei Bogen in Umschlag. — Preis des Jahrgangs von 52 Nummern 8 Thlr.

Insertionsgebühren für die gespaltene Petitzeile 1 Ngr. — Abonnement nehmen alle Postämter, Kunst- und Buchhandlungen an.

Abend-



Zeitung.

Sechsendreißigster Jahrgang.

Neue Folge

Zweiter Jahrgang.

No. 1.

Donnerstag, am 1. Januar.

1852.

Zur Nachricht.

Die Abendzeitung wird auch im Laufe dieses Jahres unverändert in ihrer früheren Form, in wöchentlichen Nummern von zwei Bogen in Umschlag, fortterscheinen.

Nachdem bereits mehrere tüchtige Kräfte ihre Theilnahme zugesagt haben, wird es der Redaktion gelingen, auch fernerhin der Gunst der geehrten Abonnenten sich zu versichern und durch einen ebenso gewählten als reichhaltigen Inhalt dem Interesse der Leser zu entsprechen.


Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen Bestellungen an. Briefe und Pakete erbittet man unter der Adresse: An die Redaktion der Abendzeitung in Leipzig (Friedrich Rückmann) oder an die Buchhandlung von Bruno Sinze. **Die Redaktion.**

Eine Sängerin.

Novelle

von

E. Oberg.

 In kalter Herbstwind schüttelte die ersten Blätter von den Bäumen. Der eben aufgegangene Mond beleuchtete einen kleinen Flecken, der am Fuße eines Berges lag; von diesem Flecken aus führte ein schmaler Fußweg durch den Tannenwald über die Berge, bis man an einen von Felsen und Wald eingeschlossenen Weiher gelangte. Diesen Weg verfolgten zwei dunkle Frauengestalten; schweigend durch-

schritten sie den öden Forst, das Knistern ihrer Tritte auf den Nadeln war das einzige Geräusch, welches diese Stille der Nacht unterbrach. Fester hüllte sich Helene, die jüngere der beiden Frauen, in ihren Mantel, ihre zarten Glieder vor der Nachtlust zu schützen. In der einen Hand hielt sie einen frischen Blumenstrauß, mit der andern stützte sie sich auf Margaritta, welche einen mit einem schwarzen Tuche bedeckten Gegenstand unter dem Arme trug. Nur langsam legten sie den Weg zurück, der schwankende Schritt Helenens zeigte, daß es nur ihre große Geistesstärke war, welche sie aufrecht erhielt. Nachdem sie den Wald durchschritten, erreichten sie bald auf ganz verwachsenem Wege den Weiher, das Ziel ihrer

Wanderung. Das Wasser war dunkel, kein lebendiges Wesen schien darin zu wohnen, alle Thiere, außer den Eulen flohen diesen düstern Ort und deren Geschrei machte die Nacht nur noch schauerlicher. An der einzigen, nicht ganz verwachsenen Stelle, setzte Margaritta vorsichtig ihre Bürde auf die Erde. In demselben Augenblick aber brach Helene zusammen, ein kalter Schauer durchrieselte ihre Glieder, sie sah die düstere Umgebung nicht, ihr Schmerz war größer, fürchterlicher als Alles um sie her, ein Schluchzen erstickte ihre Stimme. Margaritta hatte zu viel Erfahrung, um ihr nutzlose Tröstungen vorzusagen, sie wußte, daß der Schmerz, wie Alles seine Zeit haben will und sah nur traurig auf die Arme nieder, indem sie eine Thräne aus dem Auge wischte.

Jetzt richtete sich Helene auf, schlug das schwarze Tuch zitternd zurück und faltete ihre feinen Hände über einem kleinen Sarge. Sie hob das große, thränen schwere Auge zum Himmel empor und ihre Lippen bewegten sich im leisen Gebet; sie schien Trost gefunden zu haben bei dem, der aller Leidenden Vater ist; denn nach kurzer Zeit richtete sie sich auf, nahm die Hand vom Sarge und sagte mit fester, wenn auch leiser Stimme, indem sie Margaritta winkte, „öffne!“ Obwohl diese fürchtete, daß bei dem Anblicke die mit aller Kraft hervorgerufene Stärke und Ruhe Helenens wieder brechen werde, wagte sie doch nicht dem Befehl derselben entgegenzutreten.

Behutsam hob sie den Deckel auf und der Mond, der in diesem Augenblick aus den Wolken hervorblickte, beleuchtete mit seinem sanften Strahl ein zartes Kind, das ruhig schlummernd in seinem ersten und letzten Schlafe lag. Das kleine Herz hatte nie zu schlagen begonnen, kein Athemzug die zarte Brust gehoben, die Aeuglein hatten sich nie geöffnet, die schöne Erde zu sehen, ihm war das Leben mit seinen Freuden, aber auch mit seinen unendlichen Leiden nicht erschienen. Wie ein Schatten ging das kleine Wesen über die Erde, ohne eine Spur zurück zu lassen; nur in dem Herzen seiner Mutter grub sein Kommen und Gehen durch diese Welt tiefe Furchen des Grams.

Doch ganz anders als Margaritta dachte, war der Eindruck, den dieser letzte Anblick ihres geliebten Kindes auf Helene machte. Kein Schrei des

Entsetzens tönte von ihren Lippen, keine Thräne entquoll ihrem Auge, mit fürchterlicher Ruhe starrte sie das Kind an und dennoch schienen ihre Gedanken nicht bei demselben zu weilen; sie glich in diesem Augenblick ihrem Kinde, sie war einer Todten ähnlich. Stumm kniete sie lange unbeweglich, kein Laut unterbrach die Stille der Natur, nur der Wind heulte, die immerwährende Abwechslung von Licht und Schatten, durch die an dem Mond vorüberziehenden Wolken hervorgebracht, ließ dieses Bild nur noch greller hervortreten. In diesem Augenblicke ertönte ein leiser Gesang einer schönen jugendlichen Stimme in einem Chorale. Helene zuckte, sie sah den Himmel sich öffnen, die Engel begrüßten ihr liebes Kind, sie hörte ihren Gesang. Dieses war die Krisis für Helenes Geist, nach den vielen Leiden und fürchterlichen Erschütterungen war eine Krankheit desselben zu befürchten, in dieser Ruhe, dieser unnatürlichen Stumpfheit war sie dem Wahnsinn nahe. Doch Gott hatte sich ihrer armen Seele erbarmt. Sanft bog sie sich nieder, küßte das Kind, legte die Blumen um dasselbe herum, indem sie leise sagte: „gehe zu ihnen!“ und sank ohnmächtig nieder.

Ein Schrei Margaritta's lockte Camilla, die Wasser zu schöpfen noch so spät an den Weihher gehen wollte, herbei. Sie war es gewesen, die eben durch Gesang eines Chorals ihre kindische Furcht hatte verschrecken wollen. Schrecken und Angst durchzuckte das kindliche Herz Camilla's, noch nie hatte sie einen so gewaltsamen Eindruck empfangen, sie zitterte, als sie vor Helene stand und die kleine Leiche zu ihren Füßen sah. Ihr guter Wille zu helfen, da sie den Schrei hörte, hatte sie hierher geführt, jetzt aber wäre sie gern wieder fortgegangen.

Doch Margaritta erklärte, so viel sie konnte, diese wunderbare Scene und bat sie bei Helene zu bleiben, sie ruhig in der Ohnmacht liegen zu lassen, sie wolle diese Zeit benutzen, das arme Kind zu begraben. Jetzt hatte Camilla ihre Fassung wieder. Das schöne, leidende Gesicht Helenens zog sie an, deren Unglück machte ihr dieselbe lieb. Sie nickte schweigend, denn zu sprechen vermochte sie nicht, kniete zu Helene nieder und hob sanft ihren Kopf auf, den sie auf ihren Schoos legte.

Margaritta grub fleißig und in einer Viertelstunde war jede Spur von dem kleinen Wesen verschwunden. Diese Zeit über durchkreuzten viele

Gedanken Camilla's Kopf. Unschuldig und harmlos war sie hierher gekommen, sie hatte von der Welt und deren geistigem Elend noch keinen Begriff gehabt, sie war arm, mußte arbeiten, aber sie war immer glücklich und zufrieden gewesen. Jetzt sah sie auf einmal so tiefen Schmerz vor sich, und in einem Augenblick war das Kind zur Jungfrau gereift, eine ernsttönende Saite war in das bis jetzt nur heiter klingende Instrument gezogen. Der Eindruck dieser Nacht war zu stark für diese junge Seele und nie konnte ihn Camilla vergessen, ja ihr ganzer Charakter veränderte sich danach.

Margaritta war jetzt fertig, sie holte Wasser und bestrich Helenen's Stirn damit, bald schlug diese die Augen auf, doch dauerte es lange, ehe sie sich erholte und auf alles besann. Sie sprach wenig, sah verwundert Camilla an, die ängstlich vor ihr stand, doch das reizende, sanfte Gesicht derselben, der schwermüthige Ausdruck ihrer Augen, den dieselben erst jetzt bekommen und die mit so viel Liebe auf der unglücklichen Helene ruheten, ließen sie in ihr ihre Retterin erblicken. Weinend warf sie sich in ihre Arme und die schönen Seelen der beiden Mädchen fanden sich in dem Augenblick des tiefsten Schmerzes. Doch Margaritta trieb zum Heimweg. Helene riß sich los, küßte noch einmal Camilla, machte ein goldenes Kettchen mit einem Kreuz, das sie immer trug, von ihrem Halse los, band es Camilla um und sagte: „schweige über Alles, was Du gesehen, und gedenke der unglücklichen Helene!“ Damit wandte sie sich ab und verschwand hinter dem Felsen mit Margaritta.

„Ich schweige,“ tönte es leise ihr nach.

In dem Hause des Grafen von Falkenstein war reges Leben, die Bedienten liefen hin und her, der Gärtner schnitt die schönsten Blumen, alles war thätig, alles fleißig, wie es schien ein großes Fest vorzubereiten. Die Gräfin von Falkenstein stand in ihrem Zimmer vor dem hohen Spiegel und musterte mit Kennerblick ihre Toilette. Sie war eine große, schlanke Frau, ihre tiefblauen Augen hatten noch den Glanz und eignen Reiz, den sie in der Jugend gehabt, nicht verloren, die schwarzen Locken fasten ihr noch immer hübsches Gesicht von den lebhaftesten Farben ein. Das veilchenblaue schwere

seidene Kleid schmiegte sich in reichen Falten, der weiße, feine Shawl verdeckte nur halb den noch immer schönen Hals. Mit einem zufriedenen Blick wandte sie sich vom Spiegel ab und ging in die Säle, auch da nachzusehen, ob ihre Befehle ausgeführt, alles nach ihrem Geschmack geordnet sei.

Als sie auf den Balcon trat, die Straße entlang zu sehen, fand sie ihren Gemahl auf denselben in Gedanken versunken stehen. Auch er sah in die Ferne, doch schien sein Gesicht Besorgniß auszudrücken. Der Graf erwartete seine einzige geliebte Tochter, die seit einem halben Jahre das elterliche Haus verlassen hatte, um auf dem Lande bei einer Verwandten ihre schwächliche Gesundheit wieder zu stärken. Die vielen Feste und Aufregungen waren ihrem zarten Körper nicht zuträglich gewesen und das Landleben sollte die Wunden heilen, die das Leben in der Stadt ihr geschlagen.

Der Graf liebte seine Tochter wahrhaft und erwartete ungeduldig und mit Sehnsucht ihre Rückkehr. Obwohl er ein stolzer Mann war, so übertraf ihn seine Gemahlin doch in dieser Hinsicht. Sie hatte das Fest veranstaltet zu Ehren der Ankunft ihrer Tochter, weil es zum guten Ton gehörte, eine zärtliche Mutter zu sein, das heißt vor den Augen der Welt. Das geliebte Kind segnend an die Brust zu drücken, wenn es zu ihr zurückkehrte, davon wußte sie nichts. Für sie hatte bloß der Schein, die äußern Zeichen der Liebe Werth; stille, mütterliche Zuneigung, die wahre innige Liebe, die nur im Herzen lebt, kannte sie nicht. Jetzt rollten die Wagen heran und die Säle füllten sich mit Gästen. Da kam ein mit Staub dicht bedeckter Reisewagen, hielt, und die längst erwartete Helene sprang heraus, ihr Vater empfing sie herzlich und führte sie dem Saale zu, ihrer Mutter entgegen; doch ehe diese sie noch umarmt, sagt sie: „Kind, in diesem Costume kannst Du nicht eintreten, gehe auf Dein Zimmer und mache Toilette.“

Helene ging, drückte ihrem Vater die Hand und verschwand hinter der Thür ihres Zimmers, die sie fest zuzog und verriegelte. So lange hatte sie alle Gefühle bekämpft, jetzt sank sie erschöpft auf ihr Sopha nieder, schlug die Hände vor's Gesicht und weinte bitterlich. Tausend Gefühle hatten sie bestürmt bei der Rückkehr in's Elternhaus, aber die Freude, die Geliebten wieder zu sehen, hatten alle

andern Gedanken verdrängt, ihr that die Freude nach so viel Gram und Leiden so wohl. Ihr Herz hatte gezittert als sie die Thürme der Stadt gesehen — — jetzt war sie da, es war erreicht, das Ziel, nach dem sie sich gesehnt, sie war in dem Hause ihrer Eltern und lag allein; verlassen, in Thränen gebadet. Der Lärm der Gesellschaft drang bis hieher, sie war jetzt an Ruhe gewöhnt und mit dem ersten Schritt in's Haus kam sie auch wieder in's Gewühl der vornehmen Welt. Kein herzliches Wort war ihr zugerufen worden, sie kannte die Gefühle einer Mutter, sie glaubte ihre Mutter jetzt mehr zu lieben, sie eher zu verstehen; sie war ihr freudig entgegen geeilt.

Doch zu Eis erstarrte ihr armes Herz bei dem Empfang derselben, mit einem Male waren alle ihre Gefühle verschwunden und wie einem Traume nachstarrend, hatte sie vor ihr gestanden. Sie hatte vergessen, daß ihre Mutter eine Weltbete war, die nie Gefühle hatte, die nie ihre Würde, ihre Umgebung vergaß, auch nicht um den Preis der Liebe zu ihrer Tochter.

Jetzt trug sie kein Verlangen, sogleich zu ihrer Mutter zurückzukehren, sie lag in Gedanken versunken auf ihrem Ruhebett und die Leiden ihres Lebens seit einem Jahre gingen düster an ihrer Seele vorüber.

Heiter und sorglos war Helenens Jugend vergangen, mit aller Sorgfalt und Eleganz war diese einzige Tochter erzogen worden. Ihr Bruder Max, der älter war als Helene, konnte nur einige Jahre ihr Spielgefährte sein, dann verließ dieser das elterliche Haus, um in der Militärschule seine Laufbahn zu beginnen.

Den Sommer über lebten ihre Eltern auf ihrem Schloß und der Pfarrer des Ortes hatte den ersten Grundstein in das kindliche Herz Helenens gelegt, darum hatte sie mehr Gefühl, mehr Religion, als ihre Mutter. So war sie herangewachsen in Unschuld und frohem Sinn, sie war die Freude ihres Vaters, das Spielzeug ihrer Mutter gewesen. Mit ihrem sechzehnten Jahre trat sie in die Welt und ihre eitle Mutter führte mit Wohlgefallen und Stolz die junge, schöne Tochter in dieselbe ein. So war Helene zur Jungfrau gereift und gar bald war ihr schönes, reines Herz in feuriger Liebe entbrannt.

Unter den vielen Männern, die sie kennen gelernt, war Freiherr Otto von Sternberg ihr am meisten aufgefallen. Er war eigentlich nicht schön zu nennen, aber sein Kopf war sehr interessant, die blauen Augen hatten eine Melancholie, die sehr anziehend war, die feine, weiße Haut, der schön geschnittene Mund, der dem Bogen Amor's gleich, und die dunkeln, wilden Locken verliehen dem Ganzen einen ungemeinen Reiz. Seine große, schlanke Gestalt, sein gewandtes, galantes Wesen machten ihn zu den beliebtesten Männern der Stadt. So war es ihm auch gelungen, Helenens Herz zu gewinnen; mit der ersten, feurigen Gluth war sie ihm zugethan; auch Otto blieb nicht kalt bei der Schönheit und Liebenswürdigkeit derselben. In der Oper, auf Bällen, in Gesellschaft sahen sich beide häufig und bald schlug die Flamme empor, das Fünkchen wurde zum Feuermeer. In der seligsten Zeit ihrer Liebe, wo kaum die Lippen das süße Geheimniß ausgesprochen, starb Helenens Großvater und ihre Eltern zogen sich während der Trauerzeit auf ihr Schloß zurück. Mit schwerem Herzen schied Helene von der Stadt, die ihr Liebstes ja in sich schloß; sie glaubte ihn lange nicht wieder zu sehen. Doch Otto war kein schmachtender Liebhaber, der sich in Sehnsucht verzehrte, sehr bald ritt er hinaus und überraschte Helenen in ihrem Park. So kam er öfter und in der stillen Waldkapelle, die von Baumrinden gebaut, weit entfernt vom Schlosse im Tannenwalde stand, trafen sich die Liebenden, glückliche Stunden zusammen zu verleben. Doch nicht lange dauerte dieses ungetrübte Glück, Helene erwachte, als es zu spät war von ihrer wahnstinnigen Liebe. Die heiligsten Versprechungen und Bethürungen bei seiner Ehre, die höchste Zärtlichkeit und größte Liebenswürdigkeit hatte Helenen's unschuldigen Sinn betäubt, ihren sonst so klaren Geist verwirrt. Mit Schrecken wurde sie sich ihrer Schuld bewußt, sie suchte Trost und Hilfe bei dem Geliebten, dem einzigen, der sie retten konnte vor Schmach und Schande. Arme Helene! — Jetzt erst erkannte sie, wen sie geliebt! Mit leichtem Scherz wich ihr Otto aus und als sie alles Zartgefühl von sich werfend, ihn an seine Versprechungen erinnerte, leugnete und widerrief er Alles, indem er lachend versicherte, seine schwer erkämpfte Freiheit bis an das Ende seines Lebens erhalten zu wollen. —

Helene sah ihn nicht wieder, sie war zu tief verlegt und zu stolz ihn um seine Hand zu bitten. So vergingen Wochen, doch Helenen's Leiden waren noch nicht zu Ende, sie sollten den höchsten Grad erreichen. Sie fühlte sich unwohl, wurde immer bleicher und nachdem Margaritta, ihre alte Wärterin, die sie noch bediente, sie ausgefragt, machte ihr diese begreiflich, was ihr Leiden sei.

Helene's Schmerz und Verzweiflung war grenzenlos, die Nächte durchweinte sie, die Tage brachte sie in Seelenangst, ihre Mutter, ihr stolzer Vater möchten sie fragen, was ihr fehle. Da kam die Hilfe von einer Seite, von welcher sie Helene am wenigsten erwartete. Eine alte Verwandte ihrer Mutter bat dieselbe, ihr doch Helene auf ein Paar Wochen zu schicken, da sie so einsam sei. Die Bitten Helenen's, wie ihr Gesundheitszustand, der sich in der reinen Gebirgsluft verbessern sollte, veranlaßte ihre Eltern einzuwilligen. Glücklicherweise war Helene in Begleitung Margaritta's bei der Verwandten angekommen und bei dieser guten, freundlichen Frau, deren Sinne freilich vor Alter geschwächt waren, die sie jedoch zärtlich liebte, ertrug sie ihr Schicksal leichter. Die Gegenwart ihrer Eltern, die Angst entdeckt zu werden, war ja das Furchterlichste für sie gewesen. In dieser Einsamkeit durfte sie doch auf Verborgenheit ihrer Schande hoffen. Auch diese Leiden vermochten nicht Helenen's Stolz zu brechen. Hatte Otto ihre Liebe verschmäht, sie, als sie bat, von sich gestoßen, so wollte sie auch nicht sein Mitleid erregen und verschwieg ihm Alles, er erfuhr nicht, welches inniges Band ihn an Helene knüpfte. So hatte sie, äußerlich wenigstens, ruhig die Zeit verbracht, doch ihr sollte nicht die Freude werden, ein geliebtes Kind an ihr Herz zu drücken und in diesem wenigstens Trost ihrer Leiden zu finden. Das Kind war todt und sie begrub es selbst mit unendlichem Schmerz. Sie war keine von den Frauen, die um der Ehre willen ihr Kind verleugnet und vernachlässigt hätte, sie empfand keine Freude über den Tod desselben, nur ein unendlicher Schmerz, bittere Wehmuth senkten sich in ihr Gemüth und so war frühe das heitere Kind zur ernstesten Frau geworden. Nachdem sie ganz sich erholt, kehrte sie zu ihren Eltern zurück. Alle diese Ereignisse waren es, die jetzt an ihrer Seele vorüber gingen.

Indessen nicht lange konnte sie sich dem Schmerz

hingeben, da pochte es, ein Bedienter fragte, ob das gnädige Fräulein fertig sei, die Frau Gräfin erwarte sie im Vorzimmer. Jetzt erst besann sich Helene, trocknete ihre Thränen, sagte, in einer Viertelstunde werde sie dort sein und klingelte ihrer Jungfer. Als sie sich umsah, bemerkte sie erst, daß ihr Zimmer mit Blumen geschmückt war und einige neue, sehr schöne Anzüge sie überraschen sollten. Kaltes Wasser und andere kleine Mittel ließen die Spur der verweinten Augen bald verwischen. Schnell waren die langen Haare in glatte Flechten gewunden und die reizend glänzend schwarzen Locken fielen wie ein Schleier an dem edlen Gesicht herunter, alle die schönen Diadem's verschmähend, steckte sie frische Rosen in's Haar, wählte von den glänzenden Kleidern ein schwarzes Sammetkleid und bald stand sie schön, wie noch nie, vor ihrem Spiegel. Der melancholische Zug um den Mund gab ihrem Gesicht einen so rührenden Ausdruck, ihre schwarzen Augen wurden durch die Ringel unter denselben noch dunkler. Das anschließende Kleid zeigte die reizenden Formen ihrer zarten Gestalt, mit einem schwarzen Spitzenschawl den schönen Hals und Nacken augenblicklich umhüllend, eilte sie in das Vorzimmer. Die Flügelthüren öffneten sich und mit ausgebreiteten Armen eilte ihre Mutter auf sie zu, jetzt waren die Augen auf sie gerichtet und mit großer Freude empfing sie daher ihre Tochter. Helene dachte nur, wie würdest Du Dein Kind empfangen? Doch schnell unterdrückte sie jeden Gedanken, denn ihre Augen wurden schon naß und bald stand sie von Freunden und fremden Gästen umringt, die sie alle willkommen heißen wollten. Auf einmal durchzuckte ein Blitz Helenen's Gesicht, Blässe und Röthe wechselten, ein bitteres Lächeln umspielte ihren Mund, krampfhaft hielt sie sich an einen Lehnstuhl; denn der vor ihr stand und zum Gruß die Hand bot mit der heitersten Liebenswürdigkeit, war Otto von Sternberg. Nichts von dem Verhältniß ahnend, war auch er, als Freund des Hauses, geladen. War Otto auch leichtsinnig und Helenen nicht treu, so freuete er sich doch aufrichtig, sie wieder zu sehen, er wußte ja nicht, was sie gelitten. Mit der größten Unbefangenheit sagte er daher: „ich freue mich, mein gnädiges Fräulein, Sie so wohl wiederzusehen, es ist Ihnen doch immer gut gegangen? denn es ist lange her, daß ich Sie nicht sah.“

„Ja, stammelte Helene kaum hörbar, immer fester sich an den Sessel haltend, denn sie fühlte ihre Füße wanken, ihr Herz erzitterte bei den lieben, wohlbekannten Töne seiner Stimme. Doch bald siegte der Verstand über ihre Gefühle, es stand alles auf dem Spiele; schnell faßte sie sich und war bald in dem lebhaftesten, wenn auch gewöhnlichsten Gespräch vertieft, es gesellten sich noch andere Herren zu ihnen und Helenen, die Anstrengung der Reise vorschüßend, lehnte sie den Tanz ab und warf sich in ein Sopha. Sie gab sehr auf sich Achtung, immer mit ihren Gedanken in der Gesellschaft zu bleiben, denn wichen diese davon ab, versank sie in dumpfes Hinbrüten und Thränen, was aber sollte die Welt denken, wenn die junge, schöne, reiche Gräfin unglücklich war? — Den tausend lästigen Vermuthungen zu entgehen, verschloß sie all ihren Gram in sich, sie hatte sich ja längst daran gewöhnt, daß man vor den Augen der Welt keine Gefühle haben darf, so sehr sie auch von den Einzelnen wieder verlangt werden. Sie selbst liebte es nicht und verabscheuete Mitleid zu erregen, doch war sie sehr abgespannt und glücklich, als der Ball zu Ende ging.“ Sie hörte nur unter den vielen Wünschen die gute Nacht, die ihr Ditto sagte, indem er hinzusetzte, ich konnte mir das Vergnügen nicht versagen, Sie ein Mal wiederzusehen, darum verschob ich meine Reise um ein Paar Tage, morgen aber gehe ich mit dem Frühesten von hier weg nach E. — Er schien Helenen's Erbleichen bei der Nachricht zu bemerken, denn ein heiteres Lächeln umzog seinen Mund, er sah sich noch geliebt und ging betrauert von ihr hinweg, und das war alles, was er wünschte.

„Gute Nacht, Helene!“ sagte er leise, indem er ihr zärtlich und zugleich für die, welche es sahen, nur galant die Hand küßte. „Gute Nacht!“ hauchten Helenen's Lippen und schnell durchschritt sie den Saal, und einen unbemerkten Augenblick benutzend eilte sie auf ihr Zimmer. Wo waren die guten Lehren ihres Verstandes hin, die derselbe hundert Mal ihrem Herzen vorgesagt hatte? Sie wollte ihn verachten, hassen — und ein einziger Blick, ein Lächeln von ihm ließ nur zu gut ihr schwaches Herz erkennen. —

(Fortsetzung folgt.)

Liebesangelegenheiten.

Motto:

Wer nie geliebt, nur der mag sich betrüben;
Wer liebt, hat Liebesglück, auch ungeliebt, im Lieben.
Ernst Schulze.

Die Liebe vor der Ehe, und die in der Ehe, sind bekanntlich zwei ganz verschiedene Dinge. Oft folgt die Ehe dem Rausch der Liebe wie der Ragenjammer einem wirklichen Rausche. Ein Humorist hat einmal den Witz gemacht: „die bräutliche und die eheliche Liebe seien zwei Himmelsleitern: auf der Leiter der bräutlichen Liebe steige man in den Himmel hinauf, und auf der Leiter der ehelichen wieder herunter;“ und Friederike Bremer geht gar so weit, zu sagen: „so manche Liebe ging auf wie eine Morgentöthe und fiel in der Ehe herunter wie ein Pelz.“ — Gewiß ist es, daß es viel glückliche Ehen giebt, aber noch gewisser ist es, daß wir das hohe überschwängliche Glück, von dem wir vor der Ehe träumen, in derselben selten oder niemals finden. Da es nun sehr wichtig ist, sich vor einer unglücklichen Ehe schützen zu können, oder auch vor der Liebe selbst, falls dieselbe wegen ungünstiger Verhältnisse nicht zu dem gewünschten Ziel einer Heirath führen kann, so ist es gewiß nicht überflüssig, Betrachtungen über das Wesen der Liebe anzustellen. Dieses Wesen der Liebe zeigt sich bei den verschiedenen civilisirten Nationen auch auf verschiedene Weise. Die Liebe des Italieners besteht in Jagem nach Sinnengenuss, die des Spaniers in glühender Leidenschaft, die des Franzosen in Galanterie und romantischer Tollheit, die des Russen und des Engländer in Heirathsabsichten und die des Deutschen — in Liebe.

Die letztere Behauptung dürfte wohl unmaßgeblich keine unbegründete sein; denn unter allen civilisirten Nationen sind gewiß die Deutschen und mit ihnen vielleicht die Schweden das eigentliche Wesen der Liebe am gründlichsten zu erforschen und durchzuführen im Stande. Eine Jungfrau wird daher — zumal wenn sie in Deutschland geboren ist — wohl thun, wenn sie sich von einem Deutschen lieben läßt, der die besten Eigenschaften der Liebe aller Nationen in der seinigen vereinigen und daher seine Auserwählte lieben wird mit italienischer Gluth, mit spanischer Leidenschaft, mit französischer

Galanterie, mit englischer Beharrlichkeit, mit blind russischer Ergebenheit und mit deutscher Treue, vielleicht sogar mit dem Appetit eines Kannibalen, der seine Geliebte bis zum Fressen lieb hat. Eben so wird ein junger Deutscher sich glücklich machen, wenn er mit seiner Liebe im theuern Vaterlande bleibt und keine launische Italienerin, keine eifersüchtige Spanierin, keine flatterhafte Französin, keine sentimentale Ruffin, und vor allen Dingen keine profaische englische Miß heirathet, denn dies Letztere würde doch jedenfalls eine Mißheirath werden. — Das einfachste und sicherste Mittel, sich vor einer unglücklichen Ehe zu schützen wäre nun wohl das, gar nicht zu heirathen, allein da Mann und Weib ein Leib und mithin ein Unverheiratheter bloß ein halber Mensch ist, so wagen wir dies Mittel nicht anzurathen. Unter so manchen Mitteln, einer unglücklichen Ehe zu begegnen, giebt es zwei vorzügliche; nämlich erstlich nicht um des Besitzes, um des zu erlangenden Reichthums willen zu heirathen. Die Liebe soll zur Erreichung von Glück niemals das Mittel, sondern immer nur der Zweck sein.

Zweitens ist es auch rathlich, eine Person nicht bloß ihrer Schönheit wegen (wiewohl dieß noch eher verzeihlich ist), sondern ihrer Tugenden und übrigen liebenswürdigen Eigenschaften willen zu ehelichen. „Ein Mädchen bloß seiner Schönheit willen zu heirathen — sagt irgendwo ein Schriftsteller — ist gerade so, als wenn man ein Rittergut kaufen wollte bloß wegen den schönen Rosen in dessen Gärten; und das Letztere wäre noch vernünftiger, weil die Rosen jedes Jahr wiederkehren, die vergängliche Schönheit des Weibes aber nie wieder ausblüht.“ — Mittel gegen die Liebe selbst giebt es eigentlich gar keine, denn jemehr man gegen die Leidenschaft der Liebe ankämpft, desto stärker wird sie in der Regel. Der Kampf mit der Liebe erinnert an jene Fabel, wo ein Held mit einem vielköpfigen Riesen kämpft, dem jedesmal an der Stelle, wo ihm ein Kopf abgehauen ist, drei andere Köpfe nachwachsen.


Das einzige vielleicht probate Mittel, um eine Liebe zu beschwichtigen, ist consequente Entfernung von dem Gegenstande der Liebe, und zwar je weiter die Entfernung, desto besser. Wie eine Harmonie nach und nach immer schwächer in die Ohren klingt, je weiter man sich davon entfernt, so wird auch die

Liebe, wenigstens in vielen Fällen, mit der Zeit immer schwächer, je weiter man von dem Gegenstand derselben entfernt ist. Außerdem giebt es noch andere Mittel, welche weniger probat sind; und in dieser Beziehung unterscheiden sich wiederum die verschiedenen Nationen. Der Engländer, um seine Liebe zu bewältigen, geht auf Reisen (das ist eben das Klügste) — der Russe zieht in den Krieg — der Spanier geht ins Kloster — der Italiener singt Lieder — der Franzose geht ins Theater, auf den Ball und verliebt sich in eine Andere — und der Deutsche macht Gedichte, oder gewöhnt sich das Trinken an.

G. Bernhard.

Der Mohr.

Ein holzländisches Volksmärchen *)

 n düstern Gram versunken, lebte die edle Frau Gundrada. Ihr Gemahl, der Gaugraf Hans von Minberg, war im Jahre 933 nebst andern Fürsten, Grafen, Herren und vielen tausend Kriegern zum Kaiser Heinrich dem Vogler vor Magdeburg gezogen, um mit ihm wider die Hunnen oder Ungarn zu streiten, welche, mit großer Heeresmacht dem deutschen Volke den Untergang drehend, in Sachsen eingefallen waren. Da sie ihm die unter Thränen gestickte Feldbinde umband, und ihn das letzte Mal umarmte, wollte ihr schier der Busen zerspringen vor bangem Kummer. Ihr ahndete, daß sie ihn nicht wiedersehen, und ihr nun keine Lebensfreude mehr blühen würde.

Bergebens mühten sich die Jose Hiltrud und das Hofräulen Gerlinde sie zu erheitern. Unangerührt blieb die Harfe im Winkel liegen, und nicht mehr ertönten fröhliche Lieder bei der Arbeit der Dirnen. Nur ihr zartes Söhnchen Regiswindus, dem geliebten Gemahle in Gesichtszügen ganz äh-

*) Das sogenannte Holzland ist ein Landstrich im Herzogthume Altenburg, zwischen Eisenberg, Rode und Gera, mehrere Dörfer und viele Waldung enthaltend.

lich, konnte sie auf Augenblicke zerstreuen. Endlich fiel es der Hofe bei, ihre Gebieterin an die alte Sibylle im Walde zu erinnern, welche vielleicht einigen Trost zu geben wisse, da derselben, in dem Buche der Zukunft zu lesen, unverborgen sei.

Wo jetzt das Dorf Saasa ist, war ehemals eine dichte Waldung von Eichen und Buchen, die Saasa oder das Hasenlager genannt, weil sich viele Hasen darin befanden. Kein Jagdliebhaber, mit Armbrust oder Wurfspeer bewaffnet, wagte sich hinein; denn eine zauberische Gewalt hielt ihn davon ab. In der Mitte dieses Waldes, in einer tausendjährigen hohlen Eiche, wohnte die weiße Waldrade, die letzte Abkömmlingin der alten Druiden, ein steinaltes verschrumpftes Mütterchen, eine Schutzpatronin der Hasen und berühmte Zauberin. Zu ihr nahmen Alle, selbst aus den entferntesten Gauen, die Zuflucht, welche an Gebrechen des Leibes oder der Seele litten, um Hülfe oder guten Rath zu empfangen.

Auch die Gräfin entschloß sich in der nächsten Nacht, von Gerlinde und Hiltrud begleitet, dahin zu gehen. Es war eine schöne heitere Winternacht. Bäume und Sträucher schimmerten in dem weißen Schmucke des Reifes und schienen die Blüten des Frühlings nachzuahmen, vorzüglich gewährten die dunkeln Tannen und Fichten einen prächtigen Anblick. Bald gelangten die nächtlichen Pilgerinnen an einen runden Platz im Walde, zu der Wohnungseiche des Waldweibes, von unzählbaren Kerzen bis an den Gipfel beleuchtet, ein Christbaum in folio. In einem Halbkreise standen hundert Hasen von ungewöhnlicher Größe, aufrecht, mit brennenden Fackeln in den Pfoten. Eine Thierhaut lag auf dem Boden ausgebreitet, worauf ein blühendes Drangebäumchen in einem krystallinen Gefäße, ein Dreifuß mit glühenden Kohlen und eine Opfereschale voll Meth gestellt waren.

Die Sibylle erschien auf zwei Krücken gestützt, und ließ sich leuchend auf der Thierhaut nieder. Nachdem sie Liebstockel, Rosmarin und Alraunwurzel, nebst einer weißen Taube, welche sie vorher mit einem spitzigen Eisen durchstochen, auf das Feuer geworfen hatte, und der Rauch emporwirbelte, trank sie die Opfereschale aus und sprach zu der Gräfin:

Du wirst dem Schicksal nicht entfliehen,
Das Dir mit jedem Tage droht.
Von heißer Liebe wirst Du glühen,
Die schwarze Farbe bringt Dir Noth.

In Deinem Busen wohnt der Frieden,
Wenn ihn die Tugend Dir erhält:
Sinkt diese, ist Dir Schmerz beschieden,
Bei allen Freuden dieser Welt.

Drum nimm den kleinen Baum aus Süden,
So lang er schön und duftend blüht,
Ist Dir kein herber Schmerz beschieden;
Verblüht er, wappne Dein Gemüth.

Nicht lange werd' ich hier noch weilen,
Walhalla ist mein schön'res Ziel.
Nicht ferner mag ich Rath ertheilen,
Bei Deiner Leidenschaft Gewühl.

Darauf verlöschten nach und nach alle Kerzen der Eiche; die Hasen warfen ihre Fackeln auf einen Haufen, und bei dem Scheine des weit in die Nacht hinein leuchtenden Feuers traten die Frauen den Rückweg an.

Wenn gleich der Sinn des Drakels nicht recht verständlich war, so hatte doch der ungewohnte nächtliche Gang wohlthätig auf die Gräfin gewirkt, und der Talisman, das Drangebäumchen, verbreitete mit seinem Dufte stille Ruhe in ihrem Gemüthe. Sie opferte dem heiligen Laurentius, der zu Buchheim als Patron verehrt wurde, und von dem der Jahrmarkt seinen Namen hat, eine zehnpfündige Wachskerze für die dereinstige glückliche Wiederkehr des Gemahls, und nahm ihre alltägigen, einfachen Beschäftigungen wieder vor.

Das Harfenspielen gab ihr Linderung und Heiterkeit, und das Sticken, Wolle- und Flachsspinnen, Weben und Kleidermachen vertrieb ihr nützlich die Zeit. O schöne Zeit der Häuslichkeit und weiblichen Einfachheit, kehrest du endlich wieder bei uns ein! Aber warum ist Armuth und Noth Dein Begleiter?

Ein wochenlanger Besuch bei einer Jugendfreundin, der Gräfin Elisabeth von Rode, deren Gemahl auch in den Krieg gezogen war, unterbrach angenehm die häuslichen Geschäfte unserer Gundrada. Beide Frauen konnten sich nun über ihr gegenseitiges Leid unterreden und trösten. Elisabeth, ein sehr schönes Weib, trug ein Kleid mit Gold durchwirkt

und eine kostbare Kopfbinde; goldene Zierrarthen waren durch ihre Haare geflochten, und an dem Halsbande hing ein halber Mond von Gold. Einst an einem traulichen Winterabende, an dem die Zosen und Fräulein spannen, und beide Frauen das Garn aufweisten, und gegenseitige Lebenserfahrungen mitgetheilt wurden, erzählte auch Elsbeth eine merkwürdige Begebenheit ihres Lebens.

„Kurz zuvor — hob sie an — ehe ich von meinem zweiten Kinde entbunden wurde, erwachte ich des Nachts von einer leisen Berührung. Meine Dirne war fest eingeschlafen, bei hellem Lampenschein. Auf der Stiege zu meinem Bette erschien eine kleine, kaum zwei Spannen hohe, weibliche Figur.

Fürchte Dich nicht, edle Frau! sagte sie, meine Gebieterin liegt in schweren Kindesnöthen und bedarf Deiner Hülfe. Es wird Dir kein Haar gekrümmt werden, und sicher und wohlbehalten werde ich Dich wieder zurückbringen, folge mir!

Schnell entschloß ich mich, warf einen Mantel um, nahm die Leuchte und folgte. Durch verschiedene, mir vorher unbekannte Gänge der Burg führte sie mich weit unter der Erde fort, bis wir in eine große Halle kamen, wo der Glanz von den mit reichem Erz überzogenen Wänden und dem hohen Gewölbe blendend wiederstrahlte. In einer kleinern Seitenhalle lag die Wöchnerin auf einem Ruhebette, und ihr Gemahl, der König der Gnomen, schien sich sehr ängstlich um sie zu geberden. Ich leistete ihr zweckmäßigen Beistand; der Gnomenkönig reichte mir hierauf einen kleinen Becher voll Wein und ein Stück gediegenes Gold.

Trink und nimm das Gold — sagte er — Du wirst nicht allein dieses Mal, und in Zukunft, ohne Schmerzen gebären, sondern Deine Familie und Nachkommen werden auch, so lange nur ein Theilchen dieses Goldes von ihnen aufbewahrt wird, glücklich und im Ueberflusse leben.

Darauf geleitete mich meine Führerin wieder zurück; kein Mensch in der Burg hatte meine Abwesenheit bemerkt. Aus dem Golde ließ ich mir die an meinem Gürtel hangende Wohlgeruchschachtel und zwei starke Ringe verfertigen. Den einen schenkte ich meinem Gemahl.

Indem die Zuhörerinnen über das Gehörte höchlich verwundert waren, geschah eine heftige Erschütterung, als würden mehrere Waffen mit Gewalt

herab auf Steine geworfen. Der Burgwärter wurde gerufen, und mit klopfendem Herzen folgten ihm die Frauen zur Rüstkammer. Da erblickten sie des Grafen Harnisch und Schild herab gefallen von der Wand, und letzteres mitten durchgebrochen. In dem Hintergrunde bemerkte Elsbeth den Geist des Urahnherren, mit ausgestrecktem Arme nach den Schilde zeigend, und schauderte zusammen. Es kostete Mühe die Gräfin zu überreden, daß dies kein böses Vorzeichen gewesen sei.

Inzwischen kam die Fastenzeit herbei, und die große gewaltige Schlacht der Deutschen mit den Hunnen begann. Dumpfe Stille herrschte im ganzen Lande, wie in der Natur, wenn an einem sommerschwülen Tage ein Gewitter sich aufthürmt. Vor Furcht zitternd erwartete man den Ausgang und die ersten Nachrichten. Wehe den armen Ländern, wehe den armen Einwohnern, über welche der Krieg seine blutige Geißel schwingt! Jetzt führen solchen die Völker doch wenigstens nach vernünftigen! — Grundsätzen, betrachten höchstens nur fremdes Eigenthum als das Ihrige, und sorgen wieder für neue Bevölkerung des Landes. Damals aber schleppten die barbarischen Hunnen eine große Menge gefangener Weiber und Kinder mit sich fort und ließen keine, über zehn Jahre alte, Mannsperson am Leben. Endlich erfuhr man mit Gewißheit, daß der Kaiser einen glänzenden Sieg errufen habe. Allein wie jeder Sieg viele blutige Opfer erfordert, so erfuhr man auch, daß Tausende auf kaiserlicher Seite geblieben wären.

Eines Morgens fand die Gräfin das Drangebäumchen bis auf einen einzigen kleinen Zweig verwelkt. Die Blässe des Todes überzog ihr Gesicht, und kaum vermochte sie sich aufrecht zu erhalten.

Laß uns aufbrechen — sagte sie zur Zose — meinen Gemahl todt oder lebend aufzusuchen.

Auf einem mit zwei weißen Stuten bespannten Wagen fuhr sie mit der Zose der Höhe zu, wo späterhin Thimendorf von Thimo, dem jüngsten Sohne des Markgrafen Dietrich, erbaut worden ist. Als sie an den Ort kamen, wo die Linden stehen, und den Wanderer eine schöne Aussicht in das Stifts- und Reussenland, und darüber hinaus, nach der einförmig durchwanderten Gegend erfreut, und wo man in den vergangenen Nächten die Flammen der von dem Feinde verbrannten Dörfer den Ho-

izont hatte röthen gesehen — kamen sechs Männer, unter ihnen ein Mohr, das Thal herauf. Zwei von ihnen trugen eine aus Baumzweigen geflochtene, mit einem Leilaken bedeckte Tragbahre und machten Halt. Kaum hatte die Gräfin den Waffenträger ihres Gemahls darunter erkannt, so schrie sie:

Jesus, mein Gemahl ist todt! und sank zusammen, wie eine vom Froste getroffene Georgine.

Laut jammerte die Rose, da ihre Bemühungen, die Ohnmächtige ins Leben zurückzurufen, fruchtlos waren. Geschwind sprang der Mohr herbei, ergriff seinen Dolch und öffnete der Gräfin gewandt und vorsichtig eine Ader am schneeweißen Arme. Hierdurch, und durch Wasser, aus der nahen Quelle herbeigeholt, das man ihr in den Busen sprengte, wurde sie wieder in's Leben zurückgebracht.

Nachdem der Kaiser das Heer vor Magdeburg gemustert hatte, zog er durch die Grafschaft Mannsfeld nach Merseburg, welches von den Hunnen hart bedrängt wurde und lagerte sich zwischen Skopau und Bundorf. Als die Hunnen den Anzug der kaiserlichen Armee und die große Niederlage eines ihrer Haufen von Tscheburg bei Sondershausen vernommen hatten, hoben sie die Belagerung auf und flüchteten. Der Kaiser verfolgte sie noch eine Meile weit, und ließ die Hauptfahne wehen, worauf ein Engel gemalt war. Nur wenige konnten erschlagen und gefangen werden.

Unter den Gefangenen befand sich ein Mohr, dem Graf Hanns das Leben gerettet und ihn in seinen Schutz genommen hatte. Habesch, so hieß der Mohr, war als Slave von Abyssiniens fernen Küsten nach Constantinopel, alsdann in die Dienste eines vornehmen hunnischen Fürsten, und in dessen Gefolge mit nach Sachsen gekommen. Er warf sich

in den Staub nieder, umschlang die Füße des Grafen, und versprach ihm, bis in den Tod treu zu dienen.

Bei Sköhlen machten die Hunnen Halt und schlugen ein Lager auf, das sich bis nach Lützen erstreckte. Die kaiserliche Armee ging über die Saale, und lagerte sich eine Meile jenseits Merseburg, im Grunde bei dem Dorfe Keuschberg, wo der Kaiser eine große Schanze aufwerfen ließ. Des folgenden Tages kam noch eine ansehnliche Verstärkung, von allerhand deutschen Kriegsvölkern zur Armee. Am dritten Tage nach Mitternacht fing die Schlacht an und blieb lange unentschieden, bis der Graf Hanns die Schlachtordnung der Feinde trennte. Alsdann erfolgte ein großes Niedermeheln derselben, und nur wenige entkamen durch die Flucht. Von den Kaiserlichen blieben auch viele Streiter und viele tapfere Obersten, besonders Herr Erich, Graf zu Ballenstädt und unser Herr Hanns.

Nach der Schlacht wurden die todten Feinde in einige große Gruben, wovon man noch heutiges Tages die Hügel schaut, geworfen; die todten Christen hingegen ließ der Kaiser im Lager begraben, und zu ihrem Gedächtnisse eine schöne Kirche daselbst erbauen. Der treue Mohr hatte den Leichnam des Grafen aufgesucht, und sich nicht von demselben getrennt, bis einige von dessen Gefolge übriggebliebene Männer hinzukamen, eine Tragbahre machten, und die traurigen Ueberreste mit Erlaubniß des Kaisers in die Heimath trugen. Der Kaiser, eingedenk der Tapferkeit des gefallenen Ritters, ließ der Wittwe eine Urkunde einhändigen, des Inhalts: daß sie während der Minderjährigkeit ihres Sohnes, oder nach dessen Tode, die Grafschaft Eisenberg lebenslänglich im Besiß behalten sollte.

(Schluß folgt.)

Nimm die kleine Rose.

Nimm die kleine Rose,
Die ich Dir gepflückt,
Sie, die Anspruchlose
Wird so hoch beglückt;

Steck sie an das Nieder,
Ich hab' ihr gelehrt
Meine kleinen Lieder,
Die ich Dir beschert,

Die ich Dir gesungen
In der Frühlingsnacht,

Als in meiner jungen
Brust die Lieb' erwacht.

Wenn ich Dich dann drücke
An das Herze mein,
Schaut zu unserm Glücke
Freundlich sie darein.

Wird vor Lust noch röther,
Als sie es schon ist,
Wenn ich süßen Aether
Dir vom Mund geküßt.

Und legt sich zwischen uns auch hier —

Und legt sich zwischen uns auch hier
Das Meer mit seinen falschen Wogen,
Trennt mich das Schicksal auch von Dir,
Die heil'ge Lieb hält uns umzogen.

Die Geister bleiben doch vereint,
Kein Meer kann uns're Seelen trennen,
Ich hab' an Deiner Brust geweint
Und fühlte Deine Thränen brennen.

Du hast in meinem Arm geruht,
Ich hab' an Deinem Mund gehangen,
Des Lebens Frühlings höchste Gluth
Ist mit in Liebe aufgegangen.

E. J. S.

Was ist das Herz?

Das Herz ist eine Rose,
In welcher Liebe glüht,
Die oft im Unglückschooße
Sich bald entfärbt, verblüht.

Das Herz ist auch ein Uhrwerk,
Belebt von Lust und Noth,
Schlägt rastlos unverdrossen
Im Busen bis zum Tod.

Das Herz ist eine Flamme,
Die sich an Hoffnungsgluth
Und Glauben stets entzündet,
Bis es in Frieden ruht.

Das Herz ist eine Scheibe —
Amor trifft oft hinein —
Der ist ein wackerer Schütze,
Der Bursche, hold und klein.

Das Herz ist eine Perle,
Dft glänzend, doch auch hart,
Läßt nicht sich repariren,
Wenn es gebrochen ward.

Das Herz ist eine Glocke,
Die Gott im Busen schuf,
Sanft tönnet dem Geliebten
Ihr sehnsuchtsvoller Ruf.

Das Herz ist eine Sonne,
Schwimmt oft in Seeligkeit,
Gleich wie des Tages Leuchte
Im Himmelblau und weit,

Und wie in Rosenfluthen
Sie sich dem Tode beut,
So stirbt's mit seinen Gluthen
Im Meer der Ewigkeit.

Ständchen.

Auf den Wellen weicher Töne
Schwebt Dir meine Seele zu,
Schwebt um Dich, geliebte Schöne!
Wie ein Traum ist süßer Ruh'.

Zu den Wellen dieser Leute
Schlägt den Tact mein stürmisch Herz;
Wär'st Du mein, Du holde Traute,
Ewig mein in Lust und Schmerz!

Nur bei Nacht und Sternenkerzen
Tönt der Schlag der Nachtigall,
Also klingt aus vollem Herzen
Nachts der Liebeslieder Schall.

Gern mit Engelscharfenklänge
Säng' ich, Schönste, Dich zur Ruh',
Menschlich doch tont's im Gesange,
Und der Engel bist nur Du.

Morgen öffne wonnig, Holde!
Deine Augen klar und licht,
Schöner, als die Sonn' im Golde,
Spenden sie ein Tageslicht;

Wo sie strahlen sanft und helle,
Blühen lieblich im Gemüth,
Blühen Blumen in der Seele,
Ach! ein ganzer Frühling blüht.

Gustav Bernhard.

Herbstgefühl.

Mein Herz, was willst Du mir sagen,
Was tauschen die Bäume mir zu? —
Die schwarzen Wolken, die jagen
Am Himmel und finden nicht Ruh'.

Ich höre wie von Ferne
Ein dumpfes Pochen und Hämmern,
Den Sarg die Erde sich zimmert
Im stillen Mondesdämmern.

Ich höre Grabgeläute
Tief durch die Räume erklingen;
Aus jenen Welten die Sphären
Ein Todtenlied ihr singen.

Von jenen Sternen herüber
Eine Todesahnung weht.
Und durch die Wälder ziehet
Ein stilles uraltes Gebet.

2.

Die Fluren liegen öd' und kahl,
Wie eine verscholl'ne Legende,
Wie ein vergilbtes Gebetbüchlein,
Das der Herbst nahm in seine Hände.

Der Himmel im schwarzen Chorhemd hält
Der Erde die Todtenmessen;
Der Küster, der Sturm, spielt die Orgel dazu,
Ganz wild und ungemessen.

Das letzte Blatt im Entlassungsschmerz
Fällt von der Pappel hernieder.
Die Tannen, die Patriarchen des Hains,
Die murmeln Todtenlieder.

Wo ist die Welt voll Lieb' und Lust,
Die wie mit tausend Sonnen
Erfüllte einst mir Herz und Brust
In göttergleichen Wonnen?

Wo ist der Duft der Rose hin,
Die einst hier blühte so prächtig,
Wo sind die heiteren Lieder hin,
Die hier erklangen so mächtig! —


Wo ist die Seele hin, die einst
Mein Herz mit Liebe umfassen,
O Gott, sag' mir, wo Du sie hast,
Wo ist sie hingegangen?

Hier unter dem Leichensteine ruht
Ihr süßer Leib und vermodert,
Doch ihre göttliche Seele, sie lebt,
Die einst in ihr gelodert!

Ist es nur Wahn, daß ich nach ihr
Ausbreite sehnend die Hände? —
O Gott, ich eilte sofort zu ihr,
Wüßte' ich nur, wo ich sie fände. —

Friedrich Wense.

Aufforderung zu einem kostenfreien Verein.

ie Zeit der Vereine ist jetzt an der Tagesordnung; sie sind das Steckenpferd, auf dem sich alles herumtummelt, und ein Köder für die, welche gern wohlfeilen Preises sich einen Namen erwerben wollen; sie schwingen sich auf ein solches neues Steckenpferd und lassen es kurbettiren; diese Kapriolen verfehlen ihren Zweck nicht, bald versammelt sich um sie eine Kohorte, die ihnen, wie der Schweif eines Kometen, in ihrer Bahn nachfolgt. Mitunter giebt es aber auch solche Vereine, wo eine lichtscheue Absicht im Hintergrunde liegt; sie namhaft zu machen, wäre überflüssig, da dies schon vielfältig

geschehen ist, und weiter keine Folge gehabt hat, als daß man sie sophistisch zu rechtfertigen gesucht und in Schutz genommen hat. Solche Vereine vermehren sich wie die Kaninchen; wie viele Dombauvereine hat nicht der erste erzeugt, und ebenso der Kaververein, bis auf den Rosenkranzverein; wo man durch unscheinbar geringe Geldbeiträge das Publikum in Contribution gesetzt, weil es eine unbestreitbare Wahrheit, daß viele Sandkörner endlich einen Berg bilden.

Ein Verein des gesunden Menschenverstandes fehlt noch, und es ist auffallend, daß noch Keiner, da dessen Beförderung so nahe liegt, wie alle übrigen, die wie Pilze emporgeschossen, daran gedacht hat, da er doch bei den so vielfachen Abwegen von ihm, und so manchen Associationen, die ihm so of-

fenbar Hohn sprechen, sehr Noth thäte und gewissermaßen zur Nothwehr wird.

Zu einem solchen Verein den ersten Impuls zu geben, dürfte nicht unverdienstlich sein, und diese Aufforderung an alle Deutschen — denn es sei hier das offenherzige Geständniß gemacht, daß man noch nicht sich zu der Höhe des Kosmopolitismus emporgeschwungen, der über der Sympathie für Eskimos, Kaffern und menschenfressender Wilde seine Landsleute vergessen hat — sich zur Beförderung des gesunden Menschenverstandes brüderlich zu vereinen; denn es ist nicht zu leugnen, daß der gesunde Menschenverstand das natürliche Resultat der Gewohnheit ist, richtig zu denken und darnach zu handeln, und sie bedingt nicht die besondern Fähigkeiten, deren ein Diplomat, ein Rechtsgelehrter, ein Philosoph bedarf; und sie sichert vor der Berauschung der Selbstsucht, des Neides, der Eitelkeit und der vielen Leidenschaften, die täuschen und auf Irwege führen. Geldbeiträge werden nicht dazu erfordert, denn dawider würden schon Diejenigen, welche den gesunden Menschenverstand anerkennen, viel gerechte Einwendungen machen und es könnte leicht begründeten Verdacht erwecken, daß es im Hinterhalt verborgen läge, zu überlisten und durch Spiegelfechtereien die Leichtgläubigen oder Schwachsinnigen auszubeuten. Es gehört dazu weiter nichts, als sich, ohne wie bei den Mäßigkeitsvereinen gegen einen an Eidesstatt zu verpflichten, den Brantwein zu verhorenciren, sondern nur sich selbst zu geloben, immer dem gesunden Menschenverstand in allen Verhältnissen seines Lebens treu zu bleiben. So würde sich, wenn dieser Vorschlag Eingang finden sollte, eine unsichtbare Kirche bilden, die keines Oberhauptes, keiner Vorsteher und Emisfaire bedürfte, bald eine wohlthätige, kräftige Opposition gegen alle Verschrobenheiten, Tücke, Arglist und gegen alle mit ihm in Widerspruch stehende Lehren und Unternehmungen bilden, und es leidet wohl keinen Zweifel, daß, jemehr er allgemein herrschte, auch die wohlthätige Wirkung davon nicht ausbleiben dürfte.

An den deutschen Michel ist hauptsächlich diese Aufforderung gerichtet, da er am meisten dafür Empfänglichkeit besitzt. Der Dr. Maßmann hat nachgewiesen, daß schon im sechszehnten Jahrhundert seiner gedacht worden, mithin stammt er von

einem alten Geschlechte; er hat einen sehr edlen und dem deutschen Volke Ehre machenden Ursprung. Der Erste, welcher mit diesem Beinamen ausgezeichnet wurde, war Johann Michael Ebertraut, ein wackerer Degenknopf und deutscher Generallieutenant. Den Ruf seiner Tapferkeit machte er am meisten gegen die Spanier geltend, denen er in vielen Schlachten und Gefechten empfindliche Verluste verursachte. Wenn die Geschlagenen dann von ihrem Schaden sprachen, so thaten sie dies mit den Worten: „das haben wir dem deutschen Michel zu verdanken!“ Wurde damals irgend etwas Ruhmliches, Großes, Kühnes ausgeführt und man fragte: wer der Thäter gewesen? so war die Antwort: „der deutsche Michel hat es gethan?“ — und E. M. Arndt sagt von ihm: „der deutsche Michel ist ein Kerl so tüchtigen Stoffes, daß er sich schon einen tüchtigen Tadel gefallen lassen kann.“ Dies letztere hat er auch hinlänglich bewiesen, denn nicht nur Tadel, sondern unverdienter Spott ist ihm von denen zu Theil geworden, die nicht werth sind, ihm die Schuhriemen aufzulösen, die ihn so verunglimpfen, weil sein gesunder Menschenverstand ihnen zuwider ist.

Mittelmäßige, oberflächlich gebildete selbstberückte Menschen lassen sich durch den Nimbus der Eitelkeit verführen, Wortführer zu werden, und da sie den gesunden Menschenverstand des deutschen Volks mehr fürchteten, wie alles übrige, so suchten sie es durch den Spott vom deutschen Michel zu entwürdigen. Sie stellten ihn als einen Popanz dar, und die Verhöhnung des ehrenwerthen deutschen Charakters ist eine höchst tadelnswerthe Lästung der Eigenthümlichkeit des deutschen Volks.

Von ihm, der so viele Unbille im edlen Selbstgefühl seines innern Werths so langmüthig ertragen, der so viele Anfechtung gegen den Troß literarischer Kläpper, um es zu unterdrücken, kräftigen Widerstand geleistet hat, darf man mit Zuversicht erwarten, daß er sich zu vorgeschlagenem Verein, ohne Ueberredung, verschmitzte Kunstgriffe, wohl gar Drohung, sehr gern verstehen wird.

Die Lösung dieser Verbindung, die keiner Statuten, keiner bestimmten Versammlung, keines Vorstandes und keiner Redner, die also auch keiner Concession von einer vorgesetzten Behörde bedarf, sei: „Huldigung dem gesunden Menschenverstande!“

Alle Redaktionen und Verleger von Zeitungen und Zeitschriften werden freundlich ersucht: dieser Aufforderung einen Platz in ihren Blättern zu vergönnen, damit er möglichst allgemein verbreitet und zur Kenntniß aller derer komme, welche im Stillen darüber trauern, daß das Reich des gesunden Menschenverstandes noch nicht die gehörige Ausdehnung erhalten und seit undenklicher Zeit so vielfältig beschränkt worden ist.

Es wäre viel zu weitläufig und würde die Gren-

zen dieser Aufforderung überschreiten, wenn man alle die Mittel anführen wollte, wodurch man durch List oder auch durch gewaltsame Maßregeln den gesunden Menschenverstand zu unterjochen oder in der heranwachsenden Generation im Keime ersticken wollte; sie sind in den Annalen der Geschichte alter und neuer Zeit mit unvertilgbarer Schrift aufgezeichnet, so daß der gesunde Menschenverstand sich die Frage aufgeworfen hat: „Ist das möglich?“

Ein Deutscher alten Schrotts und Korns.

Feuilleton.

Aus dem Tagebuche eines englischen Seeoffiziers. Der Londoner „Herald“ theilt aus dem Tagebuche eines, der letzten Nordpol-Expeditionen (zur Auffuchung Franklins) attachirten Seeoffiziers folgende interessante Schilderung einer Durchfahrt durch einen Eisberg mit: Sonntag, 30. Juni 1850 vor Anker an einem Eisberg; ruhiges Wetter, wolkenloser, schon blauer Himmel; umgeben von einer ansehnlichen Zahl ungeheurer Eismassen, gleisend und farbenspielend unter den Strahlen der Mittagssonne. Ein Theil der Mannschaft war an's Land gegangen, um Eier der wilden Seevögel zu sammeln, welche sich an den einsamen Felsen und Abgründen der Baffinsbay aufhalten, während die übrigen, ermüdet von den erschöpfenden Arbeiten des vorangegangenen Tages, sich zur Ruhe begeben hatten. Ich allein ging auf dem Berdeck auf und ab; die ganze Natur rund um mich schien in tiefste Ruhe versenkt. Da bemerkte ich in der offenen See einen ungeheueren Eisberg, der in der Mitte durchbrochen war und so eine Art Tunnel bildete. Noch nie hatte ich gehört oder gelesen, daß ein Reisender in den arktischen Regionen etwas Aehnliches geschildert hätte, die Neuheit der Sache reizte mich, deshalb beschloß ich, eine Fahrt durch diesen Eistunnel zu versuchen, und fand auch bald zwei Matrosen, die bereit waren, mich zu begleiten. Das kleine Boot wurde ausgehoben und die Entdeckungsreise angetreten. Wir näherten uns dem Koloss, erkannten, daß in der Höhle Wasser genug vorhanden, um dem Boote die Durchfahrt zu gestatten, ruderten langsam und schweigend darauf zu, und eine der herrlichsten Naturscenen, die jemals das Auge eines Sterblichen erblickt, ein Schauspiel, dessen Erhabenheit und Größe keine Sprache zu beschreiben, keine Phan-

tasie zu erfinden vermag, zeigte sich jetzt unseren staunenden Blicken. Man denke sich einen ungeheuren Bogengang von etwa 80 Fuß Spannung, 50 Fuß hoch und über 100 breit, so regelmäßig gebildet, als ob er vom geschicktesten Baumeister angelegt wäre, und das Ganze aus einer halbdurchsichtigen Masse von wunderbar schöner Smaragd-farbe, an allen Stellen eben und glatt, wie es nur der sorgfältigst polirte Alabaster sein kann — und man wird nun einen schwachen Begriff von der Schönheit dieses natürlichen Tempels haben. Als wir ungefähr die Hälfte unseres Weges durch denselben zurückgelegt hatten, sah ich, daß der Berg in seiner ganzen Breite, und zwar in senkrechter Richtung, geborsten war, dergestalt, daß an einzelnen Stellen die Sonnenstrahlen ganz oder theilweise durchbrechen oder eindringen konnten, und die nicht erhellten Partien tiefblau erschienen, ein Anblick von wahrhaft zauberischer Schönheit, wie ihn der Pinsel des größten Malers nie wiedergeben könnte. Ich gestehe, ich war im ersten Augenblick so berauscht von diesem Anblick, daß ich mich wirklich nicht mehr in dieser Welt, sondern mein sterbliches Ich todt, die Pforten des Paradieses vor mir geöffnet glaubte und mich in vollem Sinne des Wortes für selig hielt. — Aber, ach! bald sollte sich die Scene ändern, denn ich war in der That wenigstens dicht an den Pforten des Todes. Ich erwachte aus einem entzückenden Traume, um alle Schrecken einer schreckenvollen Wirklichkeit zu erfahren. Ich bemerkte nämlich, als ich mich wieder etwas gesammelt hatte, daß der colossale Riß über mir sich plötzlich sehr rasch schloß und dann langsam und allmählig wieder öffnete, und ich konnte nicht mehr zweifeln, daß der ganze Eiscomplex von mehreren Millionen Tonnen nicht auf einer festen Basis

ruhte, sondern — schwamm, demnach jeden Augenblick das Gleichgewicht verlieren, umstürzen und in tausend Stücke zertrümmern konnte. Unsere Lage war in der That bedenklich. Ich sah vor- und rückwärts, überall schien die See in Bewegung. Um mich diesem furchtbaren Anblick zu entziehen, schloß ich einen Moment die Augen; meine beiden Begleiter griffen instinktmäßig zu den Rudern, pfeilschnell glitt das kleine Fahrzeug an den Eiswänden, in denen ich eben noch das Paradies erblickt hatte, vorbei durch die schwarze Flur und war bald unter freiem Himmel. — In ehrfurchtsvoller Entfernung fuhren wir nun um den Eiscoloss herum, um seine Ausdehnung zu erforschen, und fanden, daß er ungefähr eine englische Meile im Umfang messen und an der höchsten Stelle dritthalbhundert Fuß hoch sein mochte. Um 2 Uhr Nachmittags hatten wir die Fahrt gemacht, und um 10 Uhr am Abend desselben Tages stürzte der ganze Bau zusammen, die See mehrere Meilen in der Runde aufregend. Noch habe ich nachzuholen, daß meine beiden Begleiter jenen Riß im Eise nicht bemerkt hatten, wie ich aber erst erfuhr, als wir bereits außer Gefahr waren; wir hatten nämlich ausgemacht, unterwegs nicht zu sprechen, damit nicht etwa durch den Widerhall des Tones die zerbrechliche Masse gestört werden sollte. — Der Erzähler versichert noch schließlich, daß er um tausend Pfund Sterling die Erinnerung an diese Excursion nicht missen, aber um die ganze Welt sie nicht noch ein Mal machen möchte.

Politik. Das Wort: „Politik“ hat in der Welt mehr Elend angerichtet, und wird es noch fernerhin, als alle Plagen Egyptens. „Ich schwöre es, und will von jetzt an niemals mit einer Sylbe das billigen, was auch nur scheinbar den geringsten Anstrich von Falschheit in sich trägt.“ — Das sind die Worte eines Eremiten zu dem Knappen eines Ritters.

„Hintergehe Niemanden, Jüngling, selbst nicht, wenn Du glaubst, daß es zu seinem Besten sei; denn Du weißt nicht, welcher kleine Dir unbekanntes Umstand eintreten kann, der alle guten Zwecke in die Winde streut, und bloß den Betrug zurückläßt, um so boshafter zu wirken. Ein Sandkorn in der Röhre einer Wasseruhr hemmt alle ihre Berrichtungen, und unterbricht ihre mannigfaltigen complicirten Bewegungen. Wie viel mehr ist es daher nicht zu vermuthen, daß ein kleiner unvorhergesehener Zufall in den verschlungenen Windungen dieser irdischen Maschine unsre besten Berechnungen verwirren, und uns durch unsere eigne Politik züchtigen kann.“*)

*) M. f. Philipp August, oder die Waffenbrüder. 3 Bände. S. 18 und 19.

Diese Worte verdienen wohl einer ernstern Beherzigung und können zugleich zaghaften Gemüthern zum Trost dienen, denn die Geschichte lehrt es: daß in die Röhren der Wasseruhren der schlauesten Politiker ein Sandkorn gefallen ist, das alle ihre Pläne zu Schanden gemacht hat. Der allweise, allmächtige, und allgütige Regierer des Weltalls ist kein Diplomat. Mr.

Das Färben der Augen. Die „Bohemia“ theilt hierüber folgende Notiz mit: das Londoner „Courts Journal“ berichtet von einer Entdeckung, die wir unter der vollen und ausschließlichen Verantwortlichkeit jenes Journals nacherzählen. „Wir sind so glücklich, heißt es darin, die ersten, das Geheimniß einer Entdeckung anzeigen zu können, welche zwar nicht die Physiognomie eines großen Theiles ihrer Bewohner zu verändern bestimmt ist. Ein deutscher Gelehrter, Hannoveraner, der Dr. Spickelmann, fand das Mittel, die Augen der Thiere im Allgemeinen und des Menschen insbesondere in allen beliebigen Nuancen zu färben. Als Zeugniß für die Wahrheit seiner Behauptung und die Unschädlichkeit seiner Procedur läßt sich der Doktor von einer Katze, einem Hunde, einem Affen und einem Negerpaar begleiten, welche alle Gegenstände seiner Versuche waren und die unumstößlichsten Beweise seiner Kunst tragen. So ist die Iris des Affen von einem schönen Lichtgelb, die der Katze orangefarben und die des Hundes wie eine Rose. Aber die wunderbarsten Erfolge hat diese wahrhaft übernatürliche Kunst bei dem Neger und der Negerin erreicht. Der eine wie die Andere zeigen den sonderbaren Kontrast von zwei absolut verschiedenen Augen, das eine Auge des Mannes ist ebenholzschwarz, während das andere das Azurblau des Himmels wiederspiegelt. Die Negerin entwickelt im rechten Sehorgan den Schimmer des Silbers, während das linke im schönsten Golde glänzt. Doktor Spickelmann versichert mit überzeugender Beredsamkeit, daß er durch seine zahlreichen Versuche in den Stand gesetzt sei, den Erfolg und die Unschädlichkeit seiner Operation zu verbürgen. Nach seiner Meinung würde das Gesicht, weit entfernt, dadurch alterirt zu werden, vielmehr an Ausdehnung und Kraft gewinnen. Man versichert, daß eine Dame des Hofes, die uns bis jetzt zu nennen nicht erlaubt ist, den Muth hatte, das Abenteuer zu bestehen. Wir werden unsere Leser in Kenntniß der weitem Details erhalten, die uns darüber zukommen.“ (!)

Literaturerzeugnisse d. J. 1851. Nach dem Mefkatalog für Michaelis 1851 sind in dem Zeitraume von April bis Ende September dieses Jahres im Gebiete des Deutschen Buchhandels 3860

Bücher und 110 Karten, Atlanten zc. erschienen, von denen 1949 Werke (also ungefähr die Hälfte aller erschienenen Schriften) als „wichtigern“ bezeichnet werden. Davon kommen auf protestantische Theologie 100; katholische Theologie 62; Philosophie 36; Geschichte, Biographie und Alterthumskunde 205; Länder- und Völkerkunde 102; Naturwissenschaften 194; Mathematik und Kriegswissenschaften 105; Heilkunde zc. 169; Rechtskunde 101; Politik, Verwaltung, Handel und Verkehr 184; Gewerbkunde 83; Land- und Forstwissenschaft, Bergbau zc. 69; Unterrichtswesen 38; ältere Sprachkunde und Literaturgeschichte 92; neuere Sprachkunde zc. 80; Tonkunst und bildende Kunst 64; schöne Wissenschaften 168; Volksschriften 48; Vermischtes 28; Bücherkunde 18.

Das Erhabene grenzt oft an das Lächerliche. Ein Maschinenbauer hatte eine Lokomotive nach einer neuen Construction anfertigen lassen, und es wurde ein Tag zu einer Probefahrt anberaumt. An solcher durften jedoch nur die von dem Erbauer Eingeladenen Theil nehmen, unter welchen sich viele hohe Aemter Bekleidende befanden.

Es versteht sich von selbst, daß dergleichen nicht ohne Speise und Trank statt finden kann, denn wenn man auch Vieles für veraltet und dem Zeitgeist widersprechend erklärt hat, so glaubt man überall immer noch mit großer Pietät an das alte Sprüchwort: „Essen und Trinken hält Leib' und Seele zusammen, und übt es praktisch weit strenger selbst wie alle zehn Gebote.

Die ganze Gesellschaft war fast mit Blitzesschnelle an das Ziel der Reise gelangt, denn man schrieb der Lokomotive 300 Pferdekraft zu. Es wurden nun dort, als geistige Würze zu den Speisen und Weine, die stereotypen Gesundheiten ausgebracht und natürlich durfte es an einem Toast für den Erbauer dieser Lokomotive nicht fehlen. Der Redner äußerte in der Begeisterung, man könne den Schöpfer dieser Lokomotive wohl den „Pferdeerzeuger“ nennen.

Diese Probefahrt wurde in den Zeitungen in einem langen Artikel ausführlich beschrieben, und natürlich auch dieses Toastes erwähnt.

Was hat denn Herr *** eigentlich mit dem Worte „Pferdeerzeuger“ sagen wollen? Ich verstehe es nicht; fragte Jemand an einer table d'hôte.

„Es ist eine poetische Umschreibung mit Anspielung auf die Pferdekraft der Lokomotive,“ erhielt er zur Antwort: „prosaisch hätte er bescheidener sein müssen. Die deutsche Sprache hat dadurch eine Bereicherung an Synonymen erhalten. — v.

Erstes öffentliches und feierliches Leichenbegräbniß eines Christen in der Herzegowina. In Bosnien wie in der Herzegowina mußte bisher die Leiche eines Christen heimlich und in aller Stille nach dem Friedhofe gebracht werden, wo der Priester nur mit der größten Vorsicht den religiösen Gebrauch üben durfte. Seit 400 Jahren fand nun am 27. Oktober unter dem Schutze des österreichischen Viceconsulats und mit Genehmigung des Gouverneurs Ismael Pascha in Monstar zum ersten Male das feierliche Leichenbegräbniß eines daselbst wohnhaften österreichischen Staatsangehörigen christlicher Religion statt.

Aphorismen.

Thänen und Klagen sind Zeugnisse und Zugeständnisse der eigenen Schwäche von Seiten eines kindlichen, kleinmüthigen Herzens, das in seiner Befangenheit noch nicht zu der Ueberzeugung gelangt ist, daß der einzige, wahre Trost nur aus ihm selbst geschöpft werden könne.

* * *

Es ist besser, von der Welt verkannt, in dem Rufe der Untüchtigkeit und Unbrauchbarkeit zu stehen und im Verborgenen zu schaffen und zu wirken, als sich selbst das Zeugniß ablegen zu müssen, rath- und thatlos zu sein.

* * *

Wenn der Mensch mit sich selbst in Streit gerathen ist, entweder Rache oder Versöhnung zu üben, so wird die letztere in der Regel der Rache unterliegen müssen, denn die Leidenschaft der Rache ist stärker als das Gefühl.

* * *

Es ist eine allgemein verbreitete Ansicht, es sei besser, für weniger gut und vollkommen gehalten zu werden, als man in der That ist. Aber ist es nicht für die eigene Besserung und Vervollkommnung von noch größtem Vortheil, sich für besser auszugeben und in den Augen Anderer bereits in dem Besitze rühmlicher Eigenschaften zu sein, da unser Ehrgefühl nothwendig den Wunsch und das Bestreben in uns regsam machen muß, so tüchtig und gut in der That zu werden, als wir von Andern bereits gehalten werden?

* * *

Das Streben, der Menschheit nützlich und wohlthätig zu werden, wird nur dann von wahren Erfolge sein können, wenn mit ihm Klugheit verbunden ist; denn Wohlthätigkeit kann oft von Nachtheilen begleitet sein, wenn sie nicht mit Umsicht und Klugheit geübt wird.

R. R.